

Franziskus von Heereman, Sascha Müller (Hrsg.)

Mitlieben

Jörg Splett zum 80. Geburtstag



Herbert Utz Verlag

Franziskus von Heereman, Sascha Müller (Hrsg.)

Mitlieben

Jörg Splett zum 80. Geburtstag

Herbert Utz Verlag · München 2016

Philosophie
Band 32

Ebook (PDF)-Ausgabe:
ISBN 978-3-8316-7244-8 Version: 2 vom 28.07.2016
Copyright© Herbert Utz Verlag 2016

Alternative Ausgabe: Softcover
ISBN 978-3-8316-4571-8
Copyright© Herbert Utz Verlag 2016

Franziskus von Heereman, Sascha Müller (Hrsg.)

Mitlieben

Jörg Splett zum 80. Geburtstag



Herbert Utz Verlag · München

Philosophie

Band 32



Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek: Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere die der Übersetzung, des Nachdrucks, der Entnahme von Abbildungen, der Wiedergabe auf fotomechanischem oder ähnlichem Wege und der Speicherung in Datenverarbeitungsanlagen bleiben – auch bei nur auszugsweiser Verwendung – vorbehalten.

Copyright © Herbert Utz Verlag GmbH · 2016

ISBN 978-3-8316-4571-8

Printed in EU
Herbert Utz Verlag GmbH, München
089-277791-00 · www.utzverlag.de

INHALTSVERZEICHNIS

Vorwort	7
Markwart Herzog: Jörg Spletts philosophische Anregungen zum Verständnis von Spiel und Sport	13
Peter Schallenberg: Liebe und Motivation sittlichen Handelns.....	25
Eberhard Schockenhoff: Das Christentum als vernünftige Religion und die Freiheit der Theologie.....	43
Franziskus von Heereman: Liebessollendürfen. Prinzipien der Philosophie Jörg Spletts	53
Sascha Müller: „Die Leiden des jungen Werthers“ als philosophisch-theologische Schnittstelle und deren Überwindung	75
Adrienne Weigl: Was heißt es, Mutter zu sein? Ein Versuch.....	87
Josef Schuster SJ: Ist die Vergebung der Schuld durch Gott abhängig von der Vergebung der Opfer?.....	103
Oliver J. Wiertz: (K)Eine Antwort auf die Frage Ijobs? Überlegungen zur Möglichkeit einer Antwort auf das Argument aus dem Übel im Gespräch mit Jörg Splett.....	117
Hans-Ludwig Ollig SJ: Naturalismus als Lebensperspektive?	145
Heinrich Watzka SJ: „Zur Ehre Gottes“. Wittgenstein und Splett über die ethischen Motive des Philosophierens	167
Harald Schöndorf SJ: Kants eigener ontologischer Gottesbeweis.....	187
Josef Schmidt SJ: Religionsphilosophie und Religionsdialog	205
Namenregister	233

Vorwort

Mit einem wissenschaftlichen Profil von über 20 Monographien, über 800 Artikeln und Aufsätzen, über 500 Rezensionen, über 70 betreuten Magister- und Diplomarbeiten, siebzehn begleiteten Doktordissertationen sowie unzähligen öffentlichen Vorträgen, die Schüler wie Akademiker zu begeistern vermögen, steht der Jubilar vor uns.

Die hier vorliegende Festgabe „Mitlieben. Jörg Splett zum 80. Geburtstag“ ehrt den Religionsphilosophen, indem sie wichtige Impulse aus seinem facettenreichen Œuvre – mal explizit mal implizit – aufnimmt und mit der Frage nach dem Verhältnis von, Mensch und Gott, Vernunft und Offenbarung, Philosophie und Theologie sowie Freiheit und Autorität ins Gespräch bringt. Das von Jörg Splett vertretene Fach ist in sich selbst interdisziplinär angelegt und reicht in seiner Bedeutung der Selbsterhellung des Menschen weit über die mitunter eng gesteckten Grenzen modularisierter Lehr- und Lernkultur hinaus. Im Denken seiner Freiheit erkennt der Mensch sich als gegebene polyvalente „Symbolbeziehung“¹, die das Ganze der Wirklichkeit intendiert.

In diese umfassende Erkenntnisbewegung versucht die johanneische Symbolsprache die Leser zu manövrieren, – z.B. mit dem lebensweltlichen Motiv der Hochzeit (Joh 2,1–11). Auf mindestens 500 Liter besten Wein dürfen sich die geladenen Gäste dank Jesus freuen. Paul Veroneses Gemälde „Die Hochzeit zu Kana“ aus dem Jahre 1563 lässt 133 Lebensdurstige auf fast 70 Quadratmetern Leinwand bühnenhaft in kostbaren Edelstein-Farbmischungen auftreten. Ehemals war das Gemälde im Refektorium eines venezianischen Benediktinerklosters, gegenüber dem Dogenpalast, angebracht. Heute blickt eine sehr berühmte *Madonna* darauf, denn es hängt genau gegenüber Leonardo da Vincis *Mona Lisa* im Louvre. Christus sitzt der *Giocondo* nun in gewisser Weise gegenüber, beide können sich gegenseitig betrachten. Von den übrigen Hochzeitsgästen kann das kaum behauptet werden, denn alle – auch die Mutter Jesu – fixieren einen Punkt innerhalb des Gemäldes und verfolgen eine Person oder Handlung auf der Bühne. Es ist ein rauschendes Festmahl, es wird getrunken und frisch geschlachtet, von allen Seiten wird serviert, alle sind in dieses Spektakel in-

¹ SPLETT, Jörg: Gotteserfahrung im Denken. Zur philosophischen Rechtfertigung des Redens von Gott. Freiburg i.Br./München ⁴1995, 31.

volviert. „Die Hochzeit zu Kana“ versinnbildlicht das „zu Gast sein“ des Menschen auf Erden.

Christus ist der einzige, der aus dem Bild heraus, sozusagen direkt in eine imaginäre Kamera hinein schaut und dem Betrachter mit seinem weltentrückten Blick, wie losgelöst vom Drehbuch der Hochzeitsszene, nicht weniger rätselhaft erscheint als Mona Lisas zugleich weltzu- und abgewandtes Lächeln vor zerklüfteter Landschaftskulisse. Dass die Renaissancegattin durch museumspädagogisches Geschick als 134. Gast auf die wundersame Hochzeit geladen wird, entspricht zufällig johanneischer Erzählpragmatik, die doch den Leser mit in den Text zieht, damit er selbst eine Rolle übernehme oder schaffe, denn das WORT des zu inszenierenden Skripts endet keineswegs im Buchstaben, sondern im Anspruch der Wirklichkeit selbst. Nicht verwunderlich in johanneischer Hermeneutik wäre es deshalb, wenn Madonna Giocondo sich augenblicklich anschickte, das mit sich selbst beschäftigte Tableau der Feiernden zu betreten und sich die Freiheit nähme, neben einem Partner ihrer Wahl Platz zu begehren. Welche individuellen Lebensfragen könnte sie in dem Gesamtgemälde stellen? Etwa solche, die die hintergründige Natur betreffen? Die gleiche Natur etwa, die im 19. Jahrhundert eine neue „Mona Lisa“ – Fontanes „Effi Briest“ – in Gedanken im Abstand weniger Zeilen vom pommerschen Kessin über Visby und Stockholm zugleich an das Ende der Zivilisation, das Nordkap, und natürlich darüber hinaus versetzt? Hinter den Schlachtermessern der gesellschaftlichen Konvention, in deren Fadenkreuz auch Christus sitzt, nahen nicht nur weiße Cumuluswolken; – Formationen, die sich in ähnlicher Gestalt auch bei Da Vinci andeuten. Aber das Blau des Himmels bei Veronese reicht durch Wolkentreppen empor zu cirrusartigen Sphären und entfaltet eine eigene, transzendente Symbolbeziehung im Blick auf die Hochzeit². Oder dächte die Giocondo an ihre eigene Vermählung und fragte nach dem Ziel ihrer Liebe? Oder sie setzte sich gleich Jesus an die Seite und blickte mit ihm – schweigend – wieder aus dem Gemälde hinaus, ins Publikum, das diese Unmittelbarkeit entweder liebt, scheut oder in einer Kombination aus beidem goutiert?

Der Gesalbte im Hochzeitsmahl jedenfalls lädt zu radikaler Unmittelbarkeit ein; sein Blick trifft die Zuschauer und diese haben sich nun im Ganzen der durch das Gemälde aufgeworfenen Fragestellungen zu positionieren: Was ist das, – „lieben“? Ist die Welt der richtige oder gar einzige Ort dazu? Die Antwort hängt mit der Frage nach dem *Guten* zusammen.

² Dem Betrachter mag sich hier bald Goethes meteorologisches Gedicht „Wolkenbildung“ als Deutungshorizont auftun, das über „Cirrus“ hinaus noch „Nimbus“ erblickt und damit das eigentliche Ziel des endlich-leidenden menschlichen Geistes thematisiert.

Das Projekt „Religionsphilosophie“ sucht analog dieses unmittelbare Angesprochensein und bezieht seine Kraft aus dem Stellen der richtigen existentiellen Fragen, die auf einen Punkt äußerster Freiheit zulaufen, an dem der Mensch das „Wovonher-unseres-gut-sein-sollen-dürfens“ (Jörg Splett) thematisiert. Seit Platons *Gorgias* wird diese Fundamentalfrage in der Einsicht präfiguriert, es sei besser, Unrecht zu erleiden als Unrecht zu tun („ἀδικεῖν“³). Die Liebe zum Guten erfordert ein *Mitlieben* der Welt und ihrer polyvalenten Symbolbeziehungen. Im *Mitlieben* symbolisiert sich der Ursprung des Guten; wie sonst könnte dieser kategorische Anspruch, „es sei besser“, eingelöst werden?

Insgesamt zwölf Aufsätze widmen sich im Folgenden in induktiver Weise möglichen Zugängen zum Verständnis dieser Freiheit, selbst die Rolle der Symbolbeziehungen ausgestalten zu können, mit dem Ziel, den Menschen als existentiellen Schnittpunkt gesellschaftlicher Diskurse zwischen Vernunft, Glaube und Liebe auszuweisen.

MARKWART HERZOG beleuchtet in seinem Aufsatz „Jörg Spletts philosophische Anregungen zum Verständnis von Spiel und Sport“ die Selbstzwecklichkeit und Freiheit des spielenden Menschen, wobei ein Hauptausgangspunkt dem beliebten Volkssport *Fußball* gilt. Eine „Hermeneutik der kulturellen Autonomie des Sports als ästhetisches Phänomen“ soll aktuellen Gefahren der sportiven Selbstinszenierung bis hin zum Ersatzglauben begegnen.

„Die Liebe und Motivation sittlichen Handelns“ in wichtigen historischen Etappen theologischer Ehe- und Sexualmoral entfaltet PETER SCHALLENBERG und spannt dabei den Bogen von der Antike bis in die Gegenwart („Gaudium et spes“). Dieses auch systematische Abgehen der Epochen führt ihn schließlich zu der Frage: „Was ist das Ziel der menschlichen Person?“ Die Antwort benennt Gott im christlichen Zeugnis. Doch eine weitere Frage drängt sich auf: „Welche Art von sexueller menschlicher Liebe entspricht der normativ aufzuschlüsselnden Offenbarung, die da lautet: Gott ist die Liebe – Deus caritas est?“

EBERHARD SCHOCKENHOFF lotet in dem Essay „Das Christentum als vernünftige Religion und die Freiheit der Theologie“ das Spannungsfeld zwischen Offenbarung und Vernunft aus, in dem sich die kritisch-theologische Reflexion zu bewegen hat, um weder ihre Freiheit noch ihre

³ PLATON, *Gorgias* 469c: Sämtliche Werke in zehn Bänden (Griechisch und Deutsch. Nach der Übersetzung Friedrich Schleiermachers, ergänzt durch Übersetzungen von Franz Susenmihl und anderen. Herausgegeben von Karlheinz Hülsner). Frankfurt/M.-Leipzig 1991, Band II, 244. „Denn wer rechtschaffen und gut ist [καλὸν κ'ἀγαθὸν], der, behaupte ich, ist glücklich [εὐδαίμων], sei es Mann oder Frau, wer aber ungerecht und böse, ist elend“ (*Gorgias* 470e: ed. Hülsner, Sämtliche Werke II, 249).

Bestimmung zu verlieren. Die Aktualität liegt auf der Hand: „Daher kann es zum Dienst der Theologie an der Glaubensgemeinschaft der Kirche gehören, dass sie sich dem Totschweigen ungelöster Probleme entgegenstellt“.

FRANZISKUS VON HEEREMAN befasst sich unter dem Titel „Liebensollendürfen“ mit den Prinzipien der Philosophie Jörg Spletts. Dessen Denken ist von einer solchen Fülle an Themen, Einblicken, Aspekten, Standpunkten und Argumenten, dass es schwerfallen kann, seine systematische Architektur auszumachen. Macht man sich die Mühe, offenbart sich eine durchgeführte Philosophie von größter systematischer Strenge und Klarheit.

„Die Leiden des jungen Werthers“ als philosophisch-theologische Schnittstelle und deren Überwindung stehen im Mittelpunkt des Beitrags von SASCHA MÜLLER und fokussieren das Problem der Individualität in einer endlichen Welt mit einer sozial wie religiös normierten Funktionsgesellschaft, welche geflissentlich damit beschäftigt scheint, die „Krankheit zum Tode“ zu tabuisieren. Werthers tiefengrammatische Philosophie soll darauf eine Antwort bieten.

Die philosophische Meditation „Was heißt es, Mutter zu sein?“ von ADRIENNE WEIGL bedenkt die selbsterfahrene Realität des Mutterseins auf dem Hintergrund des aristotelischen Begriffes der Ursächlichkeit, des von Lévinas geprägten Begriffes der Verantwortung für den Anderen und Josef Piepers Definition von Liebe. Dabei liegt der Autorin auch daran, alte, bis heute gültige Klischees zu hinterfragen, insbesondere was das Thema der ‚mütterlichen‘ Gefühle betrifft. Hier geht sie auch kurz auf die umstrittene Studie *Regretting Motherhood* ein. Zum Schluss wird die Linie des Gedankens bis in die Innensicht des christlichen Glaubens ausgezogen.

Ausgehend von der berühmten Romanstelle aus Dostojewskijs *Die Brüder Karamasow*, in der ein achtjähriger Junge grausam hingerichtet wird, problematisiert JOSEF SCHUSTER in seinem Beitrag „Ist die Vergabung der Schuld durch Gott abhängig von der Vergabung der Opfer?“ die Widerspruch evozierende Rede von „Gottes bedingungslosem Vergeben“. Lässt sich Gottes Handeln in einen Katalog von „Tugendpflichten“ einordnen? Ethische und biblische Bezüge verweisen auf die Rolle der Opfer wie Täter im Gericht.

Der Aufsatz „(K)Eine Antwort auf die Frage Ijobs? Überlegungen zur Möglichkeit einer Antwort auf das Argument aus dem Übel im Gespräch mit Jörg Splett“ von OLIVER J. WIERTZ konfrontiert die analytische Religionsphilosophie mit Jörg Spletts Durchführung der Theodizeethematik, welche bekennt, Gott nicht verteidigen zu können, wohl aber die Hoffnung darauf, dass er dies selbst kann und tun wird. Im Mittelpunkt steht dabei die

Frage, ob diese Flanke offengehalten werden kann, ohne dass der Theismus seine rationale Rechtfertigung verliert. Analytische Kritiker (z.B. Imre Lakatos) sehen hier noch keine Entkräftung des Verdachtes, der Theismus verschleierte mehr als er erkläre.

HANS-LUDWIG OLLIG untersucht in seinem Essay „Naturalismus als Lebensperspektive?“ die „Grenzen der naturalistischen Lebenssicht“ und bezieht sich dabei auf ein Streitgespräch, das im Jahre 2009 zwischen Jörg Splett und Michael Schmidt-Salomon stattfand; ergänzend dazu kommt Holm Tetens' analytische Kritik am Naturalismus zu Wort. Der Mensch, ein „materiell verkörpertes Ich-Subjekt“, könne nicht auf eine vermeintlich neutrale „Beobachterperspektive“ der *Sciences* reduziert werden.

In seinem Aufsatz „„Zur Ehre Gottes“. Wittgenstein und Splett über die ethischen Motive des Philosophierens“ fragt HEINRICH WATZKA mit Ludwig Wittgenstein und Jörg Splett nach der Legitimation der Philosophie als lebensrelevante Geisteswissenschaft. Der Philosophierende bringe sein Erstaunen über die Existenz der Welt zum Ausdruck und versuche, ein sicheres Fundament für sein Leben zu finden. „Das *Dass* der Existenz ist das ‚Mystische‘“, so ein berühmtes Diktum Wittgensteins. Die personale Philosophie Spletts staune demgegenüber vor allem über „das dankende Antwortgeben“ des Menschen, der „sich ›heimgesucht‹ und angefragt erfährt“.

„Kants eigener ontologischer Gottesbeweis“ erfährt in der Abhandlung von HARALD SCHÖNDORF eine Würdigung, indem jener zunächst historisch die fünfte Meditation René Descartes' als Folie der kantischen Kritik vorstellt und somit das Seinsargument im *Proslogion* des Anselm von Canterbury stärkt. Systematisch lasse sich nun eine Brücke zu Kants Postulat einer letzten Einheit der Bedingungen aller wahren Erkenntnisse schlagen. Der Vernunftbegriff Gottes ist erreicht.

Im Kontext einer plural-modernen Gesellschaft diskutiert JOSEF SCHMIDT „Religionsphilosophie und Religionsdialog“ als „Diskurs über Letztüberzeugungen“ und setzt dabei auf die „geistige Bewegung der Transzendenz als verbindendes Thema“. Spekulative Denkansätze zu Kosmologie, Wahrheit, Werten, Einheit, Unbedingtheit, Selbstreflexion sowie zur Vorstellung des „Nichts“ firmieren dabei als Wegweiser zu einer vernünftigen Verständigung über das Absolute, das zugleich vorbehaltlose Mitmenschlichkeit fordert.

Unser Dank gilt dem Herbert Utz Verlag zu München, der diesen Sammelband im Rahmen der Reihe „Philosophie“ in sein Programm aufgenommen hat. Wir danken für die sehr gute Zusammenarbeit bei der Drucklegung.

Die Herausgeber, im Mai 2016
Sascha Müller und Franziskus von Heereman

Markwart Herzog

Jörg Spletts philosophische Anregungen zum Verständnis von Spiel und Sport

Von Anfang an hat sich Jörg Splett mit seinen Publikationen den ganz großen und erhabenen Themen der Philosophie zugewendet. Hier ist insbesondere die Rede vom Heiligen zu nennen oder die Personalität und Würde des Menschen oder höchst spekulative gedankliche Herausforderungen wie die philosophische Trinitätslehre Georg Wilhelm Friedrich Hegels. Aber auch die Reflexion klein dimensionierter Themen und alltäglicher menschlicher Vollzüge wie etwa das Blicken, Essen oder Küssen vollzieht sich bei ihm *sub specie aeternitatis*. Bei Splett geht es immer voll zur Sache, alles Menschliche steht unter einem unhintergehbaren Absolutheitsanspruch.

Im Folgenden wird es darum zu tun sein, ein anderes „kleines Thema“ aus der Warte von Spletts Philosophie zu betrachten: Spiel und Sport. Gerade zur Philosophie des Spiels hat Splett gehaltvolle Gedanken beizusteuern, mit denen sich ein kritischer Blick auf einige virulente Themen des Sports werfen lässt. Dabei geht es um Strategien, die den Ernst und Eigensinn sowie die Selbstzwecklichkeit von Sport und Spiel in Frage stellen, um gegenwärtige Tendenzen, den Sport als religiöses Phänomen zu verehren oder die Sozialnatur des Menschen zu verkennen. Für die Beurteilung solcher Themenfelder liefert Spletts Philosophie des Spiels anregende Argumente, die sich vor allem seinem bereits 1993 erschienenen Werk „Spiel-Ernst. Anstöße christlicher Philosophie“ entnehmen lassen. Insbesondere Ballspiele und deren Interpretation lassen sich mit Spletts Philosophie des Spiels besser verstehen und vor weit verbreiteten Missverständnissen schützen.

1. Sport und Spiel: „Eigenwelt“ und „Zweit-Welt“

Ein zentraler Gedanke Spletts, der allen weiteren Bestimmungen zu Grunde liegt: „*Spiel ist der Aufbau einer Welt*“.¹ Was im Hinblick auf Sportspiele bedeutet: Anders als in Film, Musik oder Theater beruhen die Stücke, die der Sport schreibt, nicht auf einem Drehbuch, einer Partitur oder Textvorlage, sondern vollziehen selbst den „Aufbau einer Spiel-Gestalt“.² Das ist im aristotelischen Sinn die *autopoietische* Dimension des Sportspiels. Der ehemalige Reichs- und Bundestrainer Sepp Herberger hatte sie sicher im Sinn, als er folgendes, immer wieder zitiertes Diktum formulierte: „Die Leute gehen zum Fußball, weil sie nicht wissen, wie es ausgeht.“³

Damit erweist sich Spletts Position als anschlussfähig mit der Philosophie Sven Güldenpfennigs, derzufolge ein Sportwerk, ästhetisch gesehen, „ein Drama ohne Textvorlage“ ist, gleichsam ein „Text“, dessen „Sätze“ aus sportlichen Einzelaktionen hervorgehen und das Spiel erst konstituieren.⁴

Weil einem Fußballspiel kein Skript zu Grunde liegt, in dem die Handlung schon festgelegt wäre, der Regisseur nur noch die Modi der Inszenierung gestalten und interpretieren müsste, gilt Spletts Diktum: „Jeder Spieler ist so ein Schöpfer.“⁵ Denn die „Stücke“ des Fußballs werden im Vollzug der Aufführung geschrieben. Die Spieler interpretieren sie nicht, sondern sie diktieren sie; dabei werden sie von den Zuschauern als 12. Mann akustisch unterstützt – anders als in einem Theaterstück, „wo es vollkommen sinnlos wäre, beispielsweise Hamlet anzufeuern“, um den Ausgang des Stücks zu beeinflussen.⁶ Zugleich betont Splett den – wiederum aristotelisch gedacht – *praktischen* Aspekt des Spiels: Es ist keinem von außen kommenden Auftrag unterworfen, sondern ebenso wie Kunst oder alle möglichen Freizeitaktivitäten selbstzwecklich konstituiert: „zweckfrei, (bei allem möglichen Nutzen für den Menschen) überfunktional und selbstgesetzlich sinnvoll“.⁷

¹ Jörg Splett, *Spiel-Ernst. Anstöße christlicher Philosophie*, Frankfurt am Main 1993, 12.

² Splett, *Spiel-Ernst*, 13.

³ Norbert Richard Wolf, *Wie kommt der runde Ball in die Sprache?*, in: Hans-Georg Weigand (Hrsg.), *Fußball – eine Wissenschaft für sich*, Würzburg 2016, 11–20, hier 11.

⁴ Sven Güldenpfennig, *Wohlbegründete olympische Politik?* Lernort Peking 2008, 26, 29; vgl. ders., *Sport: Autonomie und Krise. Soziologie der Texte und Kontexte des Sports*, Sankt Augustin 1996, 17–179.

⁵ Splett, *Spiel-Ernst*, 13.

⁶ Christoph Bausenwein, *Geheimnis Fußball. Auf den Spuren eines Phänomens*, Göttingen 1995, 338.

⁷ Splett, *Spiel-Ernst*, 13.

Doch bedeutet Selbstzwecklichkeit keineswegs, dass Spiel reine Spielerei oder Verspieltheit sei. Der „*Ernst des Spielens*“ als „eine Hochgestalt des Humanen“⁸ manifestiert sich im Spiel der Kinder, doch steht bei Splett „durchaus der Erwachsene im Blick“,⁹ der beim Betreten der „Zweit-Welt“¹⁰ des Spiels Regeln respektiert und sich Schiedsgerichten unterwirft. In dieser Hinsicht korrespondiert Spletts Spiel-Philosophie der Sport-Philosophie Sven Güldenpfennigs, die mit Verve die „Eigenweltlichkeit“, mithin den „Eigensinn“ von Sport und Spiel gegen von außen kommende Sinnzuschreibungen verteidigt.

Noch in einer anderen Hinsicht sind Spletts Gedanken über das Spiel als autopoietisches Geschehen inspirierend. Denn Splett hat immer auch den Betrachter, den Zuschauer im Blick. So hat etwa der „Betrachter eines Gemäldes“ imaginativ „nachschafternd“ am Schöpfungsakt teil. Besonders bei Sportarten wie dem Fußball sind die Zuschauer in einem noch viel eminenteren Sinn an der Genese des Sportwerks beteiligt. Gelten die Fans¹¹ doch nicht zuletzt als der sprichwörtliche 12. Mann, der eine Elf auf dem Feld anfeuern und auf dem Weg zum Sieg unterstützen kann. In diesem Fall sind Betrachter also nicht nur „nachschafternd“, sondern „mitschafternd“ im Spiel.

2. Hermeneutischer Reduktionismus

Im Gegensatz zu gängigen politischen Interpretationen und pädagogischen Vereinnahmungen plädiert Güldenpfennig für eine Hermeneutik der kulturellen Autonomie des Sports als ästhetisches Phänomen.¹² Die kulturelle Funktion des Sports besteht demzufolge ausschließlich in der durch Kontrahenten im friedlichen Wettstreit gemeinsam geleisteten „Hervorbringung von Sportereignissen als ästhetischen Werken („Sportwerken“)¹³ – „to play the game and to play it well“ – ohne dass damit etwas außersportlich Nützliches oder Sinnvolles intendiert werden müsste. Den Sportbegriff mit allen möglichen anderen Bedeutungsdimensionen aufzuladen, um ihm zu Würde, Faszination oder Aura zu verhelfen, führt lediglich zu einer sinnentleerenden Aufblähung. Ebenso wie die Sinnsysteme Moral, Religion und Wissen-

⁸ Splett, *Spiel-Ernst*, 9, 15.

⁹ Splett, *Spiel-Ernst*, 10.

¹⁰ Splett, *Spiel-Ernst*, 12.

¹¹ Dazu Dirk Schümer, *Gott ist rund. Die Kultur des Fußballs*, Frankfurt am Main 1998, 157–183.

¹² Güldenpfennig, *Wohlbegründete olympische Politik?*, 18–20, 82–89, 114–122, 328–333.

¹³ Güldenpfennig, *Wohlbegründete olympische Politik?*, 20, vgl. 88.

schaft ist Sport dadurch gerechtfertigt, dass er ein unverzichtbares, elementar menschliches Anliegen¹⁴ bzw. „eine Hochgestalt des Humanen“¹⁵ aktualisiert.

So wie Friedrich Schleiermacher der Religion – gegen die in der Zeit der Aufklärung verbreitete Tendenz zu ihrer Moralisierung – „eine eigne Provinz im Gemüte“¹⁶ zu sichern suchte, verteidigt Güldenpfennig die Autonomie des Sports gegen dessen Politisierung und jedweden sonstigen Reduktionismus. Diese Debatten sind wichtig und von grundlegender Bedeutung – unter anderem auch für die notwendige Kritik an der im heutigen Kulturjournalismus beliebten kurzschlüssigen Ineinsetzung von Sport und Religion, die in eine Sakralisierung des Sports abgeleitet, wie sie von den Adepten funktionalistischer Religionstheorien vertreten wird.¹⁷

Nicht nur in der Sportpublizistik, sondern auch in der Sportpolitik wurde die Autonomie des Spiels mit Füßen getreten. Die Seiten der Sportgeschichte sind jedenfalls reich gefüllt mit Kapiteln des Gebrauchs oder Missbrauchs von Sport und Spiel. Die Diktaturen des 20. Jahrhunderts, Kommunismus und Nationalsozialismus, propagierten ein rein instrumentelles Verständnis von Sport und Spiel: Es sollte der Ertüchtigung des Körpers des Einzelnen wie des Volkskörpers dienen, um dem Rassen- bzw. Klassenkampf, von dem die Geschichte der Menschheit angeblich diktiert worden sei, zum „Endsieg“ zu verhelfen.

Auch in der Geschichte der Theorie der Leibesübungen lassen sich ausgedehnte Diskurse über den Nutzen von Spiel und Sport für Individualhygiene, Volksgesundheit, vaterländische Gesinnung, Arbeitskraft und Wehreertüchtigung finden. In diesen öffentlichen Diskussionen über die Gemeinnützigkeit und Förderwürdigkeit des Sports dominierten Motive, die außerhalb des Sports selbst liegen und dessen politischen, medizinischen, pädagogischen sowie militärischen Mehrwert fokussierten. Die Funktionäre der Sportverbände leisteten selbst einen wesentlichen Beitrag zu dieser funktionalen Wahrnehmung des Sports, dessen Eigensinn sie damit aus dem Blick verloren.

Dass Sport und Spiel in sich selbst begründet sind, die von Splett so genannte „Zweit-Welt“ besiedeln und keiner externen Legitimationen für den Erweis ihrer Sinnhaftigkeit, Existenzberechtigung und Förderwürdigkeit bedürfen, kommt eher selten zur Sprache. Einer der wenigen, die dem Sport argumentativ eine eigene Dignität zu sichern suchten und ihn als Kul-

¹⁴ Güldenpfennig, Wohl begründete olympische Politik?, 120f.

¹⁵ Splett, Spiel-Ernst, 15.

¹⁶ Friedrich Schleiermacher, Über die Religion, Berlin 1799, 37.

¹⁷ Kritisch dazu und nach wie vor grundlegend Christian Bromberger, *Le match de football. Ethnologie d'une passion partisane à Marseille, Naples et Turin*, Paris 1995, 319–346.

turgut sui generis ausgewiesen haben, war der Mediziner und Philosoph Wilhelm Benary. Er brachte die hier skizzierte Schieflage folgendermaßen auf den Punkt: „[...] der Sportsmann treibt nicht Fußball, Schwimmen, Reiten etc., um seine Gesundheit zu verbessern, sondern er braucht seine Gesundheit, um im Fußball, Schwimmen oder Reiten gute Leistungen ausführen zu können“.¹⁸

3. Epiphanie von Präsenz

Darüber hinaus wendet sich Splett gegen das hermeneutische Missverständnis der „Spiel-Welt“ in jenem symbolischen Sinn, der im Spiel „Ersatz und Vertretung, bloßen Verweis“, sieht.¹⁹ Solche Fehldeutungen finden sich jedoch *en masse* in den Deutungen des Sinns und der Bedeutung des Sports. Gemeinsam mit dem an der kalifornischen Universität Stanford lehrenden Romanisten und Vergleichenden Literaturwissenschaftler Hans Ulrich Gumbrecht teilt Splett dessen *antihermeneutische* Interpretation des Sports.²⁰ Gumbrecht wendet sich gegen kurzschlüssige Identifikationen wie beispielsweise die, dass Baseball „a nostalgia for rural America“ oder Fußball „as bringing out the existential struggle of young proletarians“²¹ zu verstehen sei – oder als rituelle Jagd, die darauf abziele, dem Gegner den „symbolischen Todesstoß“²² zu versetzen. So ist – wiederum nach Güldenpfennig – nicht der Hunger und die Jagd nach Tieren Ursprung des leichtathletischen Speerwurfs, sondern eine Unterscheidung, die etwas fundamental Neues gebiert: die „Entscheidung einzelner Pioniere, mit dem Speer etwas anderes anzufangen als nach Lebensmitteln zu jagen“.²³ Genau in diesem Sinn insistiert Splett, dass sich der Sinn religiöser Festmähler nur dem erschließt, der „in einen ersten Schritt der Befreiung die lebensnotwendige Nahrungsaufnahme zum Spiel des gemeinsamen Mahles“²⁴ hin transzendiert. Splett und Gumbrecht wenden sich einerseits gegen ein verkürztes Verständnis von Symbol und deuten andererseits Spiel und Sport als Feld von „Epiphanie“ (Gumbrecht), von „Aufschein“ (Splett). Ebenso

¹⁸ Wilhelm Benary, *Der Sport als Individual- und Sozial-Erscheinung*, Berlin 1913, 56.

¹⁹ Splett, *Spiel-Ernst*, 15.

²⁰ Hans Ulrich Gumbrecht, *Epiphany of Form. On the Beauty of Team Sports*, in: *New Literary History* 30 (Spring 1999), Nr. 2, 351–372.

²¹ Gumbrecht, *Epiphany of Form*, 354.

²² Desmond Morris, *Das Spiel. Faszination und Ritual des Fußballs*, München/Zürich 1981,

15.

²³ Güldenpfennig, *Wohlbegründete olympische Politik?*, 62.

²⁴ Splett, *Spiel-Ernst*, 18f.

wie Splett rekurriert Gumbrecht in diesem Kontext auf den „real-symbolischen“ Sinn des eucharistischen Geschehens der römisch-katholischen Liturgie, auf die „Emergenz“ (Gumbrecht) von „Real-Präsenz“ (Splett) also, bei der sich Zeichen und Bezeichnetes nicht auseinander dividieren lassen, diese Differenz vielmehr überhaupt keinen Sinn macht. Auf die Unterschiede dieser beiden Ansätze einer Philosophie von Spiel und Sport, Epiphanie und Eucharistie, Symbol und Präsenz wird hier nicht weiter eingegangen. Sie und ihre Gemeinsamkeiten genauer zu untersuchen, wäre eine durchaus reizvolle Aufgabe für eine universitäre Abschlussarbeit, die in symboltheoretischer Hinsicht für Sport und Liturgie reichen Ertrag verspricht.

4. Sport und Transzendenz

Für zahlreiche Fans sind Fußballvereine und deren Mannschaften der Nabel der Welt, der Sinn des Lebens. Dafür seien zunächst Beispiele genannt. Vor dem Spiel Hertha BSC Berlin gegen Bayer Leverkusen im Jahr 2011 inszenierten Berliner Fans im Olympia-Stadion zwei weiß-blaue Spruchbanner mit dem weithin sichtbaren Satz „Von der Wiege bis zur Bahre – Hertha – ist das einzig Wahre!“ – abgeschlossen nicht mit einem Punkt, sondern einem Ausrufezeichen. Dieser Satz ist in Form und Inhalt ein Bekenntnis, mit dem die Hertha-Fans ihrem Fußballverein zentrale Funktionen zuschreiben, die früher vor allem von den Kirchen ausgeübt wurden.

In einer beeindruckenden Choreographie der Fangruppe „Ultras Frankfurt 1997“ aus dem Jahr 2012 (Heimspiel der Eintracht gegen Erzgebirge Aue), also nicht weit von Spletts Wohnung entfernt, überwiegt das Bekenntnis zu einer das ganze Leben prägenden Identifikation mit einem Fußballverein. Auch sie thematisiert die Lebensjahre zwischen Kinderbett-schaukel und Totentrage. Die Choreografie mit dem Titel „Schaut in euer Herz und seht, dass wahre Liebe niemals vergeht!“ zeigt die Stationen im bürgerlichen Lebenslauf eines Eintracht-Fans, zunächst als Embryo im Mutterleib, in dessen Herz bereits das Wappentier des Vereins, der Adler, eingeschrieben ist. Darauf folgt das Kind in Begleitung der Familie im Stadion, sodann der Jugendliche erst mit Trommel und dann als wilder Ultra, darauf der Erwachsene, der nun selbst Vater geworden ist, mit seinem Kind im Stadion, der Fan als älterer Mann mit dem erwachsenen Sohn im Stadion, und schließlich der Greis im Krankenhausbett an Infusionsflaschen. Das letzte Motiv zeigt die Himmelfahrt des verstorbenen Eintracht-Fans, der wie in der griechischen Mythologie als schwarzer Totenschatten mit

der Nummer „12“ auf dem Rücken über mehrere Stufen in das Eintracht-Paradies gelangt. Hier öffnen ihm die Spielerlegende Alfred Pfaff und das Fan-Urgestein Wilmar „Gaff“ Gawrisch als nackte, geflügelte und mit Lendenschurz bekleidete Engel die Tore, um ihn in Empfang zu nehmen.²⁵ Die Inszenierungen der Hertha- und Eintracht-Anhänger dokumentieren das Selbstverständnis von Fangemeinschaften, die sich in ihren Fußballvereinen so beheimatet fühlen wie gläubige Christen in Kirchengemeinden. Es handelt sich um Choreografien, um kollektive Rituale, mit deren Aufführung sich engagierte Fans zu ihrem Verein bekennen. Es sind säkulare Glaubensbekenntnisse, die sich nicht an einen transzendenten Gott richten. Mit ihnen feiern die Fans ihren Club, ihre Gemeinschaft und immer auch sich selbst. Sie feiern die innerweltliche Transzendenz ihres Vereins.

Mit den Kirchen hat der Fußball gemeinsam, dass er nicht nur soziale, sondern auch räumliche und zeitliche Ordnungen und damit – im soziologischen Sinn des Wortes – Transzendenz stiftet. Im Fußball sind es die häufig „Kathedralen“ genannten Stadien, zu denen die Fans an Spieltagen aufbrechen, um ihren Verein zu feiern. Durch den Spielplatz des eigenen Vereins erhält das Leben eines Fans einen unverrückbar lokalisierten Mittelpunkt, und durch die Plätze der konkurrierenden Fußballclubs ist dieses Zentrum in eine klare Raumstruktur eingebettet.

Wie die Kirchen gehorcht der Fußball einer eigenen zeitlichen Ordnung. Sowohl das Kirchenjahr als auch das Spieljahr beginnen und enden nicht am ersten und letzten Tag des bürgerlichen Kalenderjahrs. Fans leben in der Erinnerung an den letzten Spieltag und in der gespannten Erwartung des kommenden. Spieltage sind die Feiertage der Fans. Mit Ordnungen in Raum und Zeit und im Sozialen leistet der in Vereinen und Verbänden organisierte Fußball einen wichtigen Beitrag zu der von der Soziologie sogenannten Kontingenzbewältigung.²⁶ Vereinsfußball bettet den Einzelnen in ein größeres soziales Ganzes ein, gibt ihm Ziel und Halt, Geborgenheit und Sinn. Die Fußballhymne „You’ll never walk alone“ bringt diese Funktion sehr zutreffend auf den Punkt. Deshalb dürfen wir uns auch nicht wundern, wenn Fans ihren Verein als ihre „Religion“ bezeichnen.

Dabei wird die Flamme der Begeisterung – wie auf der Eintracht-Choreografie häufig vom Vater auf den Sohn – durch die Generationen

²⁵ Dazu und zum Vorhergehenden Markwart Herzog, *Erinnern, Gedenken und Vergessen im Fußballsport. Visuelle und akustische Medien – schriftliche Überlieferung – soziale Praktiken*, in: ders. (Hrsg.), *Memorialkultur im Fußballsport: Medien, Rituale und Praktiken des Erinnerns, Gedenkens und Vergessens*, Stuttgart 2013, 15–70, hier 60f.

²⁶ Dazu Markwart Herzog, *Kontingenzbewältigung im Fußballsport – eine pastoraltheologische Herausforderung*, in: *Diakonia. Internationale Zeitschrift für die Praxis der Kirche* (Themenheft *Neue Kathedralen*), 45 (2014), 111–120.

weitergeben, sodass „transgenerationale Gemeinschaften“ entstehen, die eigene Mythologien²⁷ und Erinnerungskulturen²⁸ hervorbringen. Joe McNamee und Mark Gallagher formulierten prägnant: Den eigenen Club unterstützen sei eine lebenslange Aufgabe, doch heute erstrecke sie sich bis über die Zeit des Ablebens hinaus.²⁹ Damit bezogen sich die irischen Journalisten unter anderem auf die seit der Jahrtausendwende immer beliebter werdenden Bestattungen durch Ascheverstreung im Stadion oder in dessen unmittelbarer Nähe. Anders als in den meisten kontinentaleuropäischen Ländern sind solche Stadionbestattungen in Großbritannien aufgrund des fehlenden Friedhofs-, Sarg- und Bestattungszwangs möglich.

Mit Splett wäre hier zu fragen, ob dieser Kult um den Sport nicht in der Gefahr steht, „zum Götzendienst zu werden“, der die Anhänger auf die Gefällstrecke einer „Idolisierung, die den Anbeter knechtet“, zu ziehen vermag. Dabei ist die Vergötzung eines Fußballclubs nur ein Beispiel für viele andere Exempel, bei denen eine Gemeinschaft einen gleichsam sakralen Status erlangt. „Er lebte für seine Firma“, liest man in Todesanzeigen, und „Du mein ein und alles“ spricht und singt Verliebtheit allerorten.“³⁰ Genauso bekennen Fans „Fußball ist unser Leben“ – und insofern mehr als nur Leben, als mit Fanbestattungen und Fußballvereinsfriedhöfen heute auch die postmortale Dimension in die Fankulturen Einzug hält.

²⁷ Dazu Markwart Herzog, Fußball als Mythenmaschine. Zweiter Weltkrieg – Nationalsozialismus – Antifaschismus, in: ders./Fabian Brändle (Hrsg.), *Europäischer Fußball im Zweiten Weltkrieg*, Stuttgart 2015, 15–43.

²⁸ Dazu Markwart Herzog, Erinnerungskultur im Fußballsport, in: *Handbuch der Religionen*, hrsg. von Michael Klöcker und Udo Tworuschka, 42. Ergänzungslieferung 2014 (November), I – 14.5.4, 1–13; ders., Rituals and Practices of Memorial Culture in Football, in: Wolfram Pyta/Nils Havemann (Hrsg.), *European Football and Collective Memory*, Basingstoke 2015, 185–204.

²⁹ Dazu Markwart Herzog, „Wahre Leidenschaft kennt keinen Abpfiff“. Postmortale Inszenierung, Memorialisierung und Verewigung in Fangemeinschaften des Vereinsfußballs, in: Dominik Groß/Brigitte Tag/Christoph Schweikardt (Hrsg.), *Who wants to live forever? Postmoderne Formen des Weiterwirkens nach dem Tod*, Frankfurt am Main/New York 2011, 163–188, hier 163.

³⁰ Dieses Zitat und die vorhergehenden Zitate Splett, Spiel-Ernst, 89.

5. „Weitergabe des Balls“: Dank als Grundvollzug – Leben als Mit-Sein

Nach Splett ist alles Dasein ursprünglich „Gewolltsein“ und damit Geschenk und Gnade – und die angemessene Antwort darauf der „Grundvollzug von Dank“.³¹ Genau das aber ist an jedem Wochenende „auf dem Platz“ zu beobachten. Vor allem wichtige Tore in bedeutenden Spielen werden von den Kickern in einer Weise gefeiert, die deutlich macht, dass sie sich den Erfolg nicht selbst zuschreiben. Das beginnt damit, dass der erfolgreiche Torschütze zunächst zum Flankengeber läuft, um sich bei diesem für die Vorlage zu bedanken, bevor er sich selber feiern lässt, und es endet mit Ritualen des Dankes, die an eine transzendente Macht adressiert sein können: der teilweise wie ungläubig wirkende Blick, der nach oben zum Himmel gerichtet ist, oder die Bekreuzigung.

Im Fußballspiel kommen die Leistungen des Einzelspielers nicht isoliert zustande, sie sind mitbedingt durch die der Mitspieler. Auch das genialste „Solo“ steht nicht solitär in sich, sondern wird von Kameraden mitermöglichst. Durch diese soziale Dimension sind sportliche Wettkämpfe Manifestationen gesteigerten Lebens. Dabei gilt: „Gerade gesteigertstes^[32] Leben ist Leben-mit.“ Stürmer sind von präzisen Vorlagen abhängig, gerade sie, die nach einem Spiel am meisten gefeiert werden, bezeugen „das Angewiesensein auf jemanden und seine ‚Gnade‘“.³³ Und nicht zuletzt: Jeder „Kämpfer bedarf des Gegners“.³⁴ Hier verdichtet sich, was im Alltagsleben generell gilt, auch wenn es nicht immer so deutlich hervortritt wie in den Spektakeln des Massen- und Mediensports: „Auf das Mit kommt es [...] an: Spielen ist Spielen mit, im Hin und Her.“ Und damit verkehrt sich auch das Verhältnis von Gehorsam und Beherrschung: „den Spielregeln folgt man nicht, um sie zu beherrschen, man beherrscht sie, um sie zu befolgen.“³⁵ Im Anschluss an Karol Wojtyła identifiziert Splett deshalb „die drohenden Fehlformen menschlicher Gemeinschaft unter den Namen ‚Individualismus‘ und ‚Kollektivismus‘“ – „Auf beiden Wegen geht die Freiheit verloren; gelebt wird sie hingegen in einer Gemeinschaft personaler *Teilhabe*.“³⁶

³¹ Dieses und das vorhergehende Zitat Splett, Spiel-Ernst, 32, 40, vgl. ebd., 32–35.

³² „Gesteigertstes“ – ein Neologismus von Jörg Splett.

³³ Dieses und das vorhergehende Zitat Splett, Spiel-Ernst, 110f.

³⁴ Splett, Spiel-Ernst, 107.

³⁵ Splett, Spiel-Ernst, 110.

³⁶ Splett, Spiel-Ernst, 155.

Diese Freiheit ist dort, wo sie zu ihrer Hochform auflaufen möchte, nur möglich unter der Bedingung von vielfältigem Verzicht, mithin Askese. Papst Benedikt XVI. hat, als er noch Kardinal von München und Freising war, dieses Freiheitsverständnis, in dem er „die Faszination des Fußballs“ für „die Menschen rund um unseren Erdbereich über alle Grenzen hinweg“ begründet sieht, in einem Essay auf den Punkt gebracht. Demzufolge „nötigt [Fußball] den Menschen, zunächst sich selbst in Zucht zu nehmen, so dass er durch Training die Verfügung über sich gewinnt, durch Verfügung Überlegenheit und durch Überlegenheit Freiheit.“ Fußball lehre vor allem „das disziplinierte Miteinander; als Mannschaftsspiel zwingt er zur Einordnung des eigenen ins Ganze.“ Und nicht zuletzt lehre Fußball „ein faires Gegeneinander bei dem die gemeinsame Regel[,] der man sich unterstellt, in der Gegnerschaft das Verbindende und Einende bleibt.“³⁷

Diese Gestalt der Freiheit wird häufig negativ verstanden, auch in der Sportwissenschaft. Ein bezeichnendes Beispiel dafür bietet die Doktorarbeit Rudolf Oswalds, die mit gesellschaftskritisch-emanzipatorischem Gestus den deutschen Fußballsport in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts als einen von einer monomanen (Volks-)Gemeinschaftsideologie dirigierten Kulturbereich interpretiert. Sie ist weniger von der Absicht geleitet, *deskriptiv* darzulegen, was gewesen ist, sondern von einer *wertenden* Dichotomie, die Moderne gegen Reaktion, Individuum gegen Gemeinschaft, Freiheit gegen Abhängigkeit auszuspielen sucht. Darauf fixiert, entging dem Autor völlig, dass die individuelle Spielerpersönlichkeit – entgegen seiner These – nicht erst in den 1960er Jahren entdeckt wurde,³⁸ als die 68er auf den Straßen gegen Faschismus und Reaktion protestierten. Vielmehr analysierten die Printmedien bereits in der NS-Zeit die Leistungen der Einzelspieler, sie priesen die von ihnen auf das Mannschaftskollektiv ausgehenden Inspirationen und räumten ihnen teilweise sogar einen Vorrang vor dem Mannschaftsganzen ein.³⁹ Nicht zuletzt wurde schon vor 1945 der „Spieler des Jahres“ gekürt und gefeiert. Dass das Fußballspiel

³⁷ Joseph Kardinal Ratzinger, Fußballbegeisterung kann mehr sein als bloße Unterhaltung. Wortlaut der Ansprache des Erzbischofs von München und Freising in der Sendung „Zum Sonntag“ des Bayerischen Rundfunks am 03.06.78, in: Ordinariats-Korrespondenz Nr. 19 vom 1. Juni 1978, hrsg. von der Pressestelle des Erzbischöflichen Ordinariats München, München 1978, dems.bistummainz.de/bm/dcms/sites/verbaende/djk/pdfs/DJK-Sportforum_03.2012_web.pdf (Zugriff am 20.4.2016).

³⁸ Rudolf Oswald, „Fußball-Volksgemeinschaft“. Ideologie, Politik und Fanatismus im deutschen Fußball 1919–1964, Frankfurt am Main/New York 2008, 307.

³⁹ Dazu Markwart Herzog, Buchbesprechung über Rudolf Oswald, „Fußball-Volksgemeinschaft“. Ideologie, Politik und Fanatismus im deutschen Fußball 1919–1964, Frankfurt am Main/New York 2008, in: Sportwissenschaft. The German Journal of Sports Science 39 (2009), Nr. 2, 156–159.

keine Individual-, sondern eine Mannschaftssportart ist, verdankt sich eben keiner reaktionären Ideologie, die es erfordern würde, das Individuum aus der Heteronomie der Mannschaft zu retten und den Mannschaftserfolg auf die isolierten Einzelleistungen der Spieler zurückzuführen.⁴⁰

Um seine Position zu bekräftigen und dem „Volkskörper“ ein positiv besetztes Bild entgegenzuhalten, griff Oswald auf den jüdischen Sportjournalisten Willy Meisl zurück, der das Fußballkollektiv mit einem Orchester verglich, „in welchem die einzelnen Instrumente zwar harmonieren, nicht aber im Ganzen aufgehen müssten.“⁴¹ Doch bei näherer Betrachtung ist das ein schiefer Vergleich. Denn die Disziplin, der sich Orchestermusiker oder Chorsänger unterwerfen müssen, ist weitaus rigider als in einer Fußballmannschaft. Im Fußball gibt es nämlich auch die Rebellen, die durchaus erfolgreich sein können, wenn sie sich in besonderen Situationen über die Trainerorder hinwegsetzen. Wer dagegen die falschen Noten spielt oder singt, garantiert den Misserfolg des Konzerts.

Vor solchen zwanghaften Fehldeutungen ist gleichwohl gefeit, wer nicht krampfhaft Individuum gegen Gemeinschaft gegeneinander auszuspielen sucht, sondern vielmehr anerkennt: „Zur Gemeinsamkeit gelangte Freiheit ist aus Unfreiheit und Selbstbindung befreite Freiheit“, die zugunsten des Mitspielers auf den Ball verzichten kann, indem sie ihn weiterspielt. „Sinnerfahrung von Gemeinschaft“ vollzieht sich auf dem Fußballplatz gemäß dem „Gesetz des Austauschs und der ‚Weitergabe des Balls‘“⁴².

⁴⁰ Oswald, „Fußball-Volksgemeinschaft“, 92.

⁴¹ Oswald, „Fußball-Volksgemeinschaft“, 72.

⁴² Dieses Zitat und die vorhergehenden Zitate Splett, Spiel-Ernst, 161–163.

Liebe und Motivation sittlichen Handelns

I.

Jörg Splett beginnt das Kapitel „Sexualität“ in seinem Buch „Freiheits-Erfahrung“ mit dem berühmt-berüchtigten Zitat von Friedrich Nietzsche: „Das Christentum gab dem Eros Gift zu trinken – er starb zwar nicht daran, aber entartete zum Laster.“¹ Und er fährt fort: „Redlichkeit nötigt freilich zu der Frage, ob dies wirklich die Botschaft des Christentums war und nicht vielmehr das asiatische Nein zu Leib und Leben und griechische Materie-Feindschaft, die sich darin zur Geltung brachten.“ Woraus er folgert: „Insofern wäre nicht das Christentum die Ursache der Leibfeindlichkeit, sondern umgekehrt hätten andere Ursachen die Christenheit in diese Einstellung gebracht.“² Und sodann lenkt Jörg Splett den Blick auf das hinter dem Begriff Sexualität stehende Prinzip Liebe, als „Programm-Wort“, und eröffnet seine Überlegungen zum christlichen Prinzip der Liebe mit zwei zunächst recht rätselhaften Wort von Albert Camus: „Wer die Wahrheit liebt, muß die Liebe in der Ehe suchen, d.h. die Liebe ohne Illusion.“ „Zügellose Sexualität führt zu einer Philosophie der Sinnlosigkeit der Welt. Die Keuschheit hingegen verleiht ihr (der Welt) einen Sinn.“³ In der Spur dieser Hinweise von Jörg Splett, die wie ein roter Faden sein ganzes Werk durchziehen, soll folgend nachgedacht werden über die eheliche Form der Liebe ohne Illusion und den christlichen Begriff der sinngebenden Keuschheit.

¹ Jörg Splett, *Freiheits-Erfahrung. Vergegenwärtigungen christlicher Anthro-po-Theologie*, Frankfurt/M. 1986, 134, mit Verweis auf Friedrich Nietzsche, *Jenseits von Gut und Böse* § 168 (KSA 5, 102).

² Jörg Splett, *Freiheits-Erfahrung*, aaO, 134.

³ Ebd., 135, mit Verweis auf Albert Camus, *Tagebuch 1942-1951*, Reinbek bei Hamburg 1967, 91. 49.